

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 11 (1935-1936)
Heft: 4

Artikel: Schweizerische Musik? : Versuch einer Charakteristik
Autor: Ehinger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065826>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Versuch einer Charakteristik

Von Hans Ehinger

Illustriert von Alois Carigiet

Man spricht viel von schweizerischer Art im allgemeinen in letzter Zeit, und zwangsläufig somit – im nicht engen Kreise, der sich dafür interessiert – auch von schweizerischer Musik. Sogar einen Tag der Schweizer Musik gibt es neuerdings. Er war sehr weitschichtig gehalten, während diese kleine Studie nicht das Jodeln, nicht das Alphornblasen, überhaupt nicht die Volksmusik einbezieht, sondern das, was man gemeinhin als Kunstmusik bezeichnet.

Musiker und Musikfreunde würden sich mit Recht beleidigt fühlen, wenn man ihnen nicht zugestände, dass wir in unserm Lande einen sehr lebendigen Musikbetrieb besitzen. Ja, in unsern grossen Städten tut sich bisweilen eine Konzertflut, die das zulässige Mass sogar

wesentlich übertrifft, und die kleinern Orte stehen nicht ab, ihnen nachzueifern.

Den in diese Aktivität Hineingeborenen, dem solches Geschehen zur Selbstverständlichkeit geworden ist, wird es darum wundern – sofern er sich in der schweizerischen Musikgeschichte weiter nicht auskennt – zu erfahren, dass dieses Gedeihen erst ein paar Jahrzehnte alt ist. Kaum ein Jahrhundert ist es her, seit unser Land in rebus musicis nichts oder so gut wie nichts galt. Von systematischer Pflege der Tonkunst konnte damals nicht die Rede sein, und dass gar Komponisten über die Grenzpfähle hinaus bekannt geworden wären, ist nur in ganz vereinzelt Fällen nachzuweisen.

Zu Ende des letzten und, bei erneutem

Auftrieb, zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts begann sich dies grundlegend zu ändern. Damals wurde der Boden geebnet, auf dem das heutige Konzertgebäude steht. Im Gefolge konnte es nicht ausbleiben, dass auch das musikalische Eigenleben sich zu entwickeln begann. Denn der schaffende Künstler wusste nunmehr, dass er nicht mehr bloss für den Schreibtisch arbeitete, sondern die Möglichkeit fand, aufgeführt zu werden. Denn wie bei keinem anderen Kunstzweig ist bei der Musik die Wechselwirkung Künstler – Publikum eine Notwendigkeit. Die weiteren Schritte ergaben sich von selbst. Kräfte, die sich im eigenen Land ausgezeichnet hatten, fanden allmählich den Weg ins Ausland. Namen wie die von Hans Huber und Friedrich Hegar waren bald weitherum bekannt. Diesen Meistern folgten Hermann Suter, Volkmar Andreae, Fritz Brun, in der welschen Schweiz zuerst Gustave Doret. Man sieht: die Zeit der Einzelercheinungen ist vorüber, ganze Gruppen haben sie abgelöst.

Der Einbruch, den der Weltkrieg wie auf jedem, so auch auf künstlerischem Gebiet bewirkt hat, traf die eben heranwachsende jüngere Generation schwer. Eine kurze Weile hing sie sozusagen in der Luft, hatte den Kontakt mit der Vorkriegsepoche (und gleichzeitig teilweise denjenigen mit dem Ausland) verloren, einen eigenen Weg aber noch nicht gefunden. Hier nun zeichnet sich eine Tatsache ab, die wohl als charakteristisch für die Wesensart unserer jüngern Generation bezeichnet werden darf. Während in den umliegenden Staaten in den Nachkriegsjahren ein toller Wirbel einsetzte, blieben unsere Musiker ziemlich still. Draussen galt keiner mehr, der nicht jede Verbindung mit der ältern Generation abgeschworen hatte. Alles war erlaubt, nur nicht ein Zurückschauen. Die tollsten Experimente waren gerade recht genug, keine Verrücktheit, die nicht versucht worden wäre.

Gewiss: es musste sich Neues anbahnen, es musste die in einer Sackgasse

sich befindende Neuromantik überwunden, endgültig überwunden werden. (Sie feiert gegenwärtig gewissen Orts eine sicher nur vorübergehende, eine Scheinauferstehung.) Wahrscheinlich waren zu dieser Überwindung auch all die Irrwege Begabter und Unbegabter notwendig. Die Schweizer machten sie indessen einfach nicht mit. Ihnen kam es vielleicht zugut, dass wir keine allem Snobismus offene Weltstadt besitzen. Ihnen kam es vor allem aber zugut, dass sie von ihren Vätern einen nüchternen, kritischen Sinn – der Herz und Gemüt nicht auszuschliessen braucht! – geerbt haben. Sie mieden drum die Irr- und Umwege, suchten ihren eigenen Pfad – und haben ihn gefunden.

Ohne grosse innere « Aufwühlungen » haben sie sich den neuen, zeitverbundenen Stil zu eigen gemacht: an Stelle der vertikalen, akkordisch konstruierten Schreibweise trat die lineare, das Riesenorchester wurde von der kleinen Besetzung abgelöst – als äussere Merkmale, an Stelle des Schaffens für ein imaginäres Publikum (und für sich allein) trat die Arbeit in Fühlung mit den Interpreten und den Hörern, wobei weniger das « In-die-Tiefe-Schürfen » als augenblicksfreudiges Musizieren in den Vordergrund trat – als innere Merkmale.

Diese Geradlinigkeit also ist das eine Merkmal der schweizerischen Musik der Gegenwart. Ein weiteres ergibt sich aus der Struktur des Landes, mit seiner Überschneidung von Deutsch und Welsch. Nicht bloss – was selbstverständlich ist bei Menschen, die sich als Bürger desselben Staates fühlen – dass die Deutschschweizer die Welschschweizer anregen und umgekehrt, fast wichtiger noch ist, dass manche Romanen einen Teil ihrer Ausbildung auf deutschem Gebiet und dass zahlreiche Germanen die ihre auf französischem Boden erhalten haben. Deutsche Tiefe und welsches Formgefühl bilden so oft eine glückliche Synthese. So kommt es, dass der wohl bisher erfolgreichste Schweizer Musiker, Arthur Honegger, von den Franzosen – nur

teilweise mit Recht – als einer der ihrigen reklamiert wird, und dass die etwas jüngern Conrad Beck und Willy Burkhard – jener durch Wahl, dieser durch seine Geburt an der Sprachgrenze – gallischem Geist Wesentliches verdanken. Zwischen ihnen und der ältern Generation steht Othmar Schoeck, der als wohl einziger unter den Lebenden dazu berufen ist, die Linie der grossen Klassiker des Liedes fortzusetzen und vielleicht zu beenden. Womit gleich ausgedrückt wäre, dass dieser Innerschweizer (auch dem Alter nach) starke Bindungen nach rückwärts besitzt. Erwähnen wir noch den eigenwilligen Basler Albert Moeschinger und die beiden welschen Freunde Frank Martin und Jean Binet, so ist insgesamt wenigstens ein Dutzend Namen genannt, die teilweise seit Beginn des Jahrhunderts, teilweise aber erst seit ein paar Jahren das europäische Musikleben mitbestimmend beeinflusst haben. Ihnen zur Seite steht vielleicht ein halbes Hundert begabter und seriö-

ser Musiker, deren Bedeutung für die Schweiz selber nicht unterschätzt sei, wenn ihre Auswirkung auch nicht so augenfällig ist.

Für unser Land ist schöpferische Musik eine noch junge Kunst. Von ihr ausgeprägten Stil zu verlangen, wäre verfrüht. Das Volkslied beispielsweise, das die Tonkunst anderer Völker stark befruchtet hat, tat es kaum bemerkenswert bei uns. Eine gemeinsame Basis ist noch nicht gefunden. Dagegen lässt sich allgemein feststellen, dass der schweizerischen Musik jegliche selbstzweckliche Artistik fehlt, dass bei ihr dagegen ein unverkennbares Streben nach Klarheit und Sauberkeit vorherrscht. Sie ist eindeutiger Ausdruck unserer Zeit, wenn auch vorläufig ohne ausgeprägtes Lokalkolorit.

Überspitzt könnte man die Fragestellung der Überschrift etwa beantworten: Schweizerische Musik? Nein, noch nicht; Schweizer Musik? – ja, bei stetig zunehmender Bedeutung.

STERN IM DUNKEL

Von Hermann Hiltbrunner

Über dem Nebel der Nacht
Funkelt der Abendstern —
Woraus bist Du gemacht,
Was ist Dein innerster Kern?

Leuchtest auf Winter und Tod,
Strahlst in die nackte Not;
In die Unbill der Zeit
Giessest Du Ewigkeit.

Zündest mit Deinem Schein
Hell in mein Dunkel hinein:
Armes Gemüt wird reich,
Hartes wird warm und weich.

Wärme mit Deiner Glut
Was da erfrierend ruht,
Rette mit Deiner Macht
Uns aus dem Nichts der Nacht.